

Angra Pequena vor 25 Jahren.

Aus einem hinterlassenen Briefe des Missionar C. Hugo Hahn¹⁾.

Am Karfreitag-Nachmittage 1860 warf die „Candaze“ ihre Anker in Angra Pequena. Es hatte uns Mühe gekostet, den Hafen zu finden; denn es giebt keine Spezialkarten dieses wenig besuchten Küstenstriches und hervorragende Punkte fehlen auch. Mit einer tüchtigen Brise liefen wir ein. Sie war so frisch, daß die „Candaze“ ganz ungebührlich hüpfte und die höchst unangenehme, kaum überstandene Seekrankheit sich wieder anmeldete. Es ist ein ganz unbeschreiblich wonniges Gefühl, wenn man aus der wildbewegten See plötzlich in stilles Wasser kommt, wenn man die schäumenden Wogen und die drohende Brandung hinter sich hat. Wie fühlt man sich so wohl, wenn die letzte Gefahr, die des Einsegelns, überstanden ist. Wir lagen ganz „snugly“ dicht bei einem schwarzen Felsenriffe, an welchem die Wogen sich unaufhörlich, aber machtlos, zerschellten. Donnernd flog der schneeweiße Schaum in die Luft und kehrte kochend und siedend in den Schoß der See zurück.

Wir lagen übrigens erst im Vorhafen, was wir später erfuhren. Der Eingang ins innere Bassin war uns durch einen Felsvorsprung verborgen. Es wird allen, die vom Süden kommen, so gehen wie uns. Kommt man vom Norden, dann sieht man das ganze große Becken des inneren Hafens vor sich liegen.

Etwas Traurigeres wie die Westküste von Südafrika kann man sich kaum vorstellen. Sie trägt vom Kap, 34° südliche Breite, bis in die Nähe vom Port Alexander, unter dem 16° südlicher Breite, denselben wüsten Charakter, der, um einen Hereroausdruck von einer Einöde zu gebrauchen, einen Hund zum Heulen bewegen würde. Im Süden laufen dem Meeresstrand entlang weiße Dünen mit ganz spärlicher Vegetation. Nördlich von der Mündung des Orangefflusses, bis weit hinauf nach dem Norden, wechseln hohe rötliche Sandberge, deren Wiederschein man weit von der Küste am Horizont bemerken kann, mit hellfarbigem, vielen Glimmer enthaltenden Granitfelsen ab. Diese scheinen meistens die eigentliche Grundlage der Sandberge zu bilden. Neben und zwischen dem Granit findet sich sehr häufig ein grauer und bisweilen schwärzlicher, loser, auch sehr vielen Glimmer enthaltender Sandstein, der oft mit weißen Quarzadern netzförmig durchzogen ist. Wo ich mich der Küste genähert habe, da schien es mir, als ob die Felsenstrata in einem Winkel von 50° nach Südost neigten. Hinter diesem Sand- und Felsgürtel, dessen Breite zwischen einer Viertel- und ein paar Stunden wechselt, hebt sich das Land, nament-

1) Bei dem Interesse, welches unserer ersten deutschen Kolonie entgegengebracht wird, hielten wir es für angebracht, diesen vor langen Jahren von dem nunmehr verstorbenen Missionar H. Hahn an die Rheinische Missionsgesellschaft gerichteten Brief hier zu reproduzieren.

Die Redaktion.

lich nördlich vom Orangethale, ganz bedeutend in einer schräg aufsteigenden Ebene, aus welcher hie und da Bergkuppen oder kürzere und längere Bergrücken (meist Granit) von einigen hundert bis tausend Fufs Höhe hervorgucken. Von der See aus sieht man in nicht gar grofser Entfernung vom Lande das hintere Hochland über den Sand und Felsengürtel, der an manchen Stellen doch ein paar hundert Fufs und darüber hoch sein mag, hinwegragen. Dieser Teil der afrikanischen Küste bildet den vollständigsten Gegensatz zu der Ostküste, wenigstens bis Natal hinauf, so weit ich sie gesehen habe, ausgenommen, dafs auch diese sich gleich vom Meeresufer schnell erhebt, mit Ausnahme hier und da eines schmalen, niedrigen Küstenstriches. Während auf der Ostküste die Wiesen und Bäume so nahe an den Strand treten, dafs der weifse Schaum der Brandung sie zu bespritzen scheint, so tobt dieselbe auf der Südwestküste mit unbeschreiblicher Macht gegen die nackten Felsen und kahlen Sandberge. Die See höhlt die letzteren zuweilen von unten aus und dann rutschen und stürzen einige hunderttausend Tonnen Sand nach. Das, und noch mehr die vorherrschend starken Landwinde verursachen es, dafs diese Sandberge nicht nur immerfort ihre Gestalt verändern, sondern auch weiter in die See hineinrücken. Es ist schon mancher kleine Hafen versandet. Selbst die sehr grofse Walfischbai ist in 20 Jahren bedeutend kleiner geworden und hat ihre Gestalt verändert. In der Jahreszeit, wenn die Seewinde vorherrschen, sind auch die Nebel sehr stark, die des Nachts wie ein feiner Regen herabfallen und den Sand 2—3 Zoll tief durchnässen. Die Sonne bricht in jener Zeit erst gegen 10 oder 11 Uhr durch die Dünste und trocknet den Sand kaum bis zum Abend. Infolgedessen treibt der Seewind den Sand fast gar nicht nach dem Innern zurück. Die Küste ist im ganzen rein, d. h. sie hat keine verborgenen Felsen und man kann, ohne eigentliche Gefahr, wenn der Wind anders gut ist, in der Nähe der Brandung längs dem Strande segeln. Von Vegetation kann kaum die Rede sein. Nur hie und da sieht man auf den Sandbergen schwärzliche Pünktchen, die vermuten lassen, dafs kümmerliche Sträucher da ihr Leben fristen. Man sollte fast meinen, dafs an solch einem Gestade kein Leben existieren könnte, sähe man nicht bisweilen einen einsamen Schakal träge am Strande einhertraben, um die toten aufgespülten Fische aufzusuchen. Die merkwürdige Narapflanze, mit ihren hellgrünen, dornigen und ganz blattlosen Ranken und unzähligen, sehr wohlschmeckenden und nahrhaften Früchten, findet sich auch nur an den wenigen Stellen, wo unter den Sandbergen die Süfwasserdurchsickerungen stattfinden. Diese nützliche Pflanze, welche kaum ihresgleichen hat, treibt ihre Wurzeln 50, 60 und mehr Fufs tief durch die Sandhügel, bis sie das süfse Wasser erreicht. Regen fällt an dem Küstenstrich nördlich vom Orangethale nur sehr selten, ähnlich wie an der Westküste von Südamerika. Jenseits des wüsten, wasserarmen, 15—25 Stunden breiten Küstenstriches ist das Land, namentlich nördlich von der Walfischbai, ein schönes Weideland, wo kein eigentlicher Regenmangel ist, und noch weiter nördlich kann das Land geradezu ein sehr fruchtbares und reichlich bewässertes

genannt werden. Das Durchsickern des süßen Wassers an dem Meeresstrande hat seinen Grund ganz einfach darin, daß sich dasselbe aus dem Hochlande nach der niedrigeren Küste entweder unter dem Sande der periodischen Regenflüsse oder auf anderem Wege hinzieht und an einzelnen Stellen seinen Weg in den Sand sucht. Meist sind solche Orte durch etwas Schilf am Meeresstrande kenntlich, doch nicht überall. Dieses Süßwassers ist stellenweise so viel, daß es die Farbe des Seewassers verändert, wie bei der Mündung eines Flusses. Auffallend ist diese Erscheinung besonders gegenüber Sandwichharbour, welches von hohen Sandbergen eingeschlossen ist. Wenn der Kuisib so bedeutende Wassermassen herabbringt, daß sie die See erreichen, dann ergießen sie sich wohl nördlich in die Walfischbai, weil da noch ein enger Durchgang durch die Sandberge ist. Das passiert aber nur selten. Der eigentliche Abfluß des unter dem Sande gehenden Wassers ist in Sandwichharbour, 35 englische Meilen südlich von Walfischbai. Da war früher die Mündung des Kuisib. Die nach Nordwest marschierenden Sandberge haben den Fluß bis dahin hinaufgedrängt. Walfischbai hat kein frisches Wasser, Sandwichharbour aber Überfluß. Der Hafen ist voller Schlamm, der früher dort abgesetzt wurde. Diese Stelle wird wohl bald ganz versanden. Für meine Annahme spricht auch das, daß bei Scheppmannsdorf der Kuisib plötzlich nach Norden biegt und der ganze Strich zwischen Scheppmannsdorf und Sandwichharbour reichlich mit Narapflanzen bewachsen ist.

In der Nähe der Küste liegen einzelne kleine Felseninseln, auf denen man vor einigen Jahren Guano entdeckte. Ichaboe, auch nur etwa ein anderthalb Tausend Schritte lang und einige Hundert breit, ist die größte von ihnen und liegt etwas nördlich von Angra Pequena, von wo man es bei hellem Wetter sehen kann. Vor dem Eingang in den Hafen liegt die kleine Insel Halifax und in der Bai zwei andere, von denen die eine Penguininsel heißt. Auf diesen beiden letzteren Felsen leben auf dem einen zwei, auf dem andern nur ein und auf Halifax sechs Guanosammler. Als wir einliefen, liefen sie lustig die englische Flagge in der Luft flattern, sicherlich froh, daß etwas die traurige Eintönigkeit ihres Lebens unterbrach.

Ist die Küste öde, so ist die Umgebung der Bai möglicherweise noch mehr. Nichts als Felsen, Sandberge und salzige Ebenen, auf denen nichts wachsen kann. War's tot in der Umgebung, so fehlte es auf dem engen Deck der „Candaze“ nicht an Leben; waren wir doch, außer der Bemannung von zwölfen, noch zwölf erwachsene Passagiere und 16 Kinder, im ganzen also 40 Personen. Da konnte es an Leben nicht fehlen.

Des andern Tages kamen Guanosammler zu uns, unter denen merkwürdigerweise auch ein Deutscher war, der schon früher auf der „Candaze“ gedient hatte. Von ihnen erfuhr der Kapitän, daß wir noch nicht im rechten Hafen lägen und der Deutsche erbot sich, das Schiff hineinzubringen. Erst am Morgen des Ostersonntags sprang ein günstiger, sanfter Wind auf, mit dem wir ohne Mühe hineinsteuerten und nach etwa anderthalb Stunden fielen die Anker wieder. In einer

Seitenbucht ragten die Rippen eines Schiffes über den Wasserspiegel hervor. Es sind die Reste eines Seeräuberfahrzeuges, welches vor mehreren Jahren von einem englischen Kreuzer verfolgt, in diesen Hafen segelte und vom Kapitän auf den Strand gesetzt ward. Er steckte es dann in Brand und floh mit der Mannschaft ins Innere, wo sie wahrscheinlich elendiglich verdurstet sind.

Am Strande sahen wir bei einem alten Gemäuer einen Wagen und Menschen, darunter auch Europäer und meinten schon, es seien die Brüder Kreft und Weber; dem war aber nicht so. Es waren ein paar junge gebildete Engländer, die mit einem Schiff hergekommen waren, sich ans Land setzen ließen und gemeint hatten, Eingeborene zu treffen, mit denen sie handeln könnten, um zum Vergnügen ins Innere zu ziehen. Wunderlicher Einfall! Sie befanden sich in Verlegenheit, denn ihr Wasser ging auf die Neige und es konnte noch lange dauern, bis ihr Bote, den sie ins Innere gesandt, mit der nötigen Hilfe ankam. Sie waren über unser Kommen herzlich froh und boten später hilfreiche Hand, namentlich beim Zusammensetzen von den beiden Wagen, welche mit Krönlein gekommen waren.

Diese, wie alle anderen Baien an der Südwestküste, ist sehr reich an Fischen und des Abends wurde fleißig geangelt, wobei die lieben Kinder recht emsig waren, was uns Alten aber auch Besorgnisse verursachte, daß nicht etwa einer über Bord fiel. Hier ist's kein Spafs, denn es mangelt nicht an den gefräßigen Haien. Kurz vor unserer Ankunft schlug ein Boot um und der Mann, welcher darin war, war im Nu von einem Hai gefangen und aufgefressen. Unsere Kinder waren mit ihren Angeln ganz besonders unglücklich, denn anstatt eßbarer Fische fingen sie fast nur junge Haie. Dieser widerliche, gefräßige Fisch ist die Hyäne der Tiefe. Merkwürdig ist's, daß diese Tiere den Schwarzen nichts thun sollen, ausgenommen, wenn sie etwas Rotes oder Auffallendes am Leibe haben. Sie können unbelästigt zwischen diesen Raubfischen schwimmen.

Am zweiten Osterfeiertage erhielt ich abends eine dringende Einladung, nach der Insel Halifax zu einer todkranken Frau zu kommen. Sie war das einzige weibliche Wesen auf all den Guanoinseln und lebte hier schon seit Jahren mit ihrem Manne. Früh des anderen Morgens brach ich auf. Das Schiffsboot brachte mich bis zu dem vorhin erwähnten Piratenschiffe, von wo aus es noch ein paar Stündchen gehens über eine Landzunge, welche uns von Halifax trennte, war. Der Kapitän hatte einen Korb mitgegeben, um Pinguineier mitzubringen und darin Erfrischungen für die arme kranke Frau gethan. Der Matrose Fritz trug's. Es freute mich, daß gerade er mir zum Begleiter gegeben war. Er hieß eigentlich Alexander Oppen. Auf dem Schiff liebt man nicht lange Namen und deshalb nannte man ihn Fritz. Er ist ein Ravensberger, hat das Gütersloher Gymnasium bis Obersekunda durchgemacht, wurde brustleidend und mußte deshalb zur See, wo seine Gesundheit so ziemlich hergestellt ist.

Gleich am Ufer stießen wir auf ähnliche Überreste alten Gemäuers, wie die vorhin erwähnten, in denen die beiden jungen Eng-

länder sich eingerichtet hatten. Sie waren von Glasscherben, alten Blechdosen und ähnlichen Etceteras umgeben. Es haben sich hier vor Zeiten Händler niedergelassen und einmal machte man vom Kap aus selbst einen Versuch, Kupferminen anzulegen. Es bezahlte sich aber nicht, da man alle Bedürfnisse, bis zum Trinkwasser, vom Kap mußte kommen lassen. Der Weg nach dem Innern ist auch so wasserarm, daß er den größten Teil des Jahres unpassierbar sein soll. Da wären Kamele gut.

Fritz und ich wanderten beide nebeneinander und vergaßen über dem Gespräch die Wüste. Auf dem höchsten Punkte, ungefähr in der Mitte des Weges, angekommen, blieben wir stehen und sahen uns von der nicht unbedeutenden Höhe das eigentümliche Panorama an. Hinter uns lag der geräumige, ganz von Felsenbogen umgebene, innere Hafen, vor uns breitete sich der unermessliche Ozean aus, dessen Wogen unaufhörlich gegen die Küste anstürmten und um uns die schauerlich öde Wüste, die starren Felsen, der kahle Sand. Der dumpfe unaufhörliche Donner der Brandung vermochte auch nicht das Todesschweigen der Natur zu unterbrechen. Der Eindruck des Ganzen war erschütternd, großartig. Auch die Wüste und das Meer preiset unsers Gottes Größe. Einzelne vorbeischlüpfende Eidechsen, ein eiliger Käfer und ein paar verkrüppelte blatt- und blumenleere Geranien sagten uns, daß wir nicht die einzigen lebenden Wesen in der Einöde seien. Von hier ging's meist bergab und wir erreichten den Strand gegenüber Halifax viel früher, wie wir gedacht. Als man uns auf der Felseninsel gewahr wurde, sprangen drei rüstige Männer ins Boot und ruderten zu uns. Was sage ich aber Boot? Einem Kasten sah es viel ähnlicher. Die See hatte den Leuten vor ein paar Tagen ihr Boot genommen. Einem alten halbverwitterten Walfischboote, welches von früher Zeit da lag, hatte man beide Enden abgesägt, weil es sonst zu schwer war, um es bis zum Wasser zu bringen, und die abgesägten Stellen notdürftig mit Brettern zugenagelt. Ich kann's nicht leugnen, daß mir das Herz klopfte, als ich das ungeschickte Ding auf den Wellen herumschaukeln sah. Eine Woge setzte es auf eine Felsenplatte, schnell mußten wir hineinspringen, ein paar folgende Wogen mit kräftigem Stößen unserer Bootsleute setzten uns wieder in das tiefe Fahrwasser. Unser großer lecker Kasten ging besser, wie ich's anfänglich dachte, über das klare Wasser, durch welches man auch an tiefen Wellen bis auf den Boden sehen konnte. Wir erreichten ohne Unfall das jenseitige Ufer und legten im Lee an, stiegen die Felsen hinauf und ein schmaler Pfad, längs einer Felswand, brachte uns zur Hütte der Kranken. Sie saß auf einer Bank vor der Thür und sonnte sich und schien über mein Kommen recht erfreut. Man sah gleich, daß sie die Wassersucht in einem hoffnungslosen Grade hatte.

Außer dieser Wohnung war noch eine auf der Insel. Sie sind hier, wie auch auf den anderen Inseln, aus mit Sand gefüllten und aufeinander gestapelten Guanosäcken, Brettern und Segeltuch erbaut, aber inwendig recht nett, reinlich und komfortabel eingerichtet.

Den Guanosammlern sagte ich, daß ich ihnen einen Gottesdienst

rspiegel
es vor
diesen
d. Er
ere, wo

Wagen
s seien
ren ein
ommen
oborene
en ins
n Ver-
e noch
ötigen
boten
n den

reich
lieben
se ver-
Spafs,
unserer
t, war
Kinder
tt efs-
e, ge-
s diese
etwas
elästigt

e Ein-
ommen.
n und
nderen
n dem
Stünd-
rennte,
er mit-
gethan.
r zum
Auf
an ihn
am bis
lb zur

en Ge-
Eng-

halten würde, und da sie uns erst ein Frühstück bereiten wollten, so ging ich mit Fritz, um uns die Insel etwas näher anzusehen. Sie ist nur einige Hundert Schritte lang und ebenso breit. Der ebenere, nach der See zu abschüssige nördliche Teil, der auch die bei weitem grössere Hälfte ausmacht, war das Guanofeld. Tausende von Fettgänsen (Penguin) saßen da dicht nebeneinander in zwei großen Abteilungen, teils auf den Eiern, teils mit bereits ausgebrüteten Jungen, von denen manche so groß wie die Mamas waren. Die Nester sind kaum bemerkbare Eindrücke in dem harten dünnen Guanolager, welches den Fels bedeckt. Furcht kennen die Tiere auf diesen Inseln, welche sie als ihr rechtmäßiges Gebiet zu halten scheinen, gar nicht; ja, sie sind viel dreister, wie unser zahmes Federvieh. So wie wir uns ihnen näherten, empfing uns ein Chorus von vielen Hundert mit offenen Schnäbeln und Kehlen. Ihr heiseres Geschrei kann ich mit nichts besser vergleichen, wie mit den disharmonischen Tönen Meister Langohrs, wenn er in trübseliger Stimmung ist. Kommt man ihnen zu nahe und nimmt sich nicht in acht, dann können sie mit den spitzen Schnäbeln einen ganz erheblich verwunden. Die Guanosammler gehen jeden Morgen, mit Knütteln bewaffnet, und nehmen so viele Eier, wie sie wollen, unter ihnen weg. Fässerweise gehen sie mit den Guanoschiffen nach dem Kap. Wollen die Leute einen Braten, dann schlagen sie irgend eine fette junge Gans tot. Auf dieser Insel sah ich nur Pinguine. Auf Ichaboe dagegen, welches bedeutend größer ist und viel mehr von den Seevögeln zum brüten besucht wird, findet man auch verschiedene andere Seevögel, z. B. Malagassen, Taucher u. s. w. Jede Gattung hat ihren genau begrenzten Bezirk. Verirrt sich ein oder der andere Vogel einmal ins Gebiet des Nachbarstaates, dann wehe ihm. Alles fällt über den armen Eindringling her und er wird unbarmherzig gerupft und zerzaust. Froh kann er sein, wenn er mit dem Leben davon kommt und ruppig und mit wehen Knochen, von den Kameraden noch dazu verspottet, heimkehren kann. Wenn auf Ichaboe (sprich Itschabú) des Abends die Tausende und aber Tausende von Seevögeln heimkehren und fröhlich kreischend vor dem Schlafengehen noch ein Abendbad nehmen, so ist's ein höchst interessanter Anblick. — Ich hielt mich in respektvoller Distanz von dem gefiederten Heere und fühlte gar keine Lust, daß meine Beine mit ihren Schnäbeln nähere Bekanntschaft machen sollten. Das Aussehen der Fettgans auf dem Lande ist possierlich. In ihren schwarzen Anzügen, kurzen weißen Hälsen, aufrechter Stellung, dazu die wunderlichen Flügel, die vielmehr Armen wie etwas anderem gleichen, mit ihren ernsthaften Physiognomien, eigentümlichen watschelndem Gange, erinnern sie gaaz unwillkürlich, man verzeihe es mir, an recht wohlgenährte, selbstzufriedene Prälaten. Die Seeleute haben für sie auch einen eigentümlichen Namen. Sind die Tiere aber im Wasser, dann kennt man sie nicht wieder. Fröhlich tummeln sie sich in ihrem Elemente und spielen mutwillig miteinander auf den Wogen.

Nachdem wir die Vögel eine Weile bewundert hatten, erstiegen wir die südlichen, weit höher gelegenen schwarzen Felsen, wo wir

einen über alle Beschreibung prachtvollen Anblick genossen. Ich will's versuchen, ein schwaches Bild davon zu geben. Die Felsen fallen hier schroff gegen die See ab. An einer Stelle öffnen sie sich zu einem engen Bassin, welches mit hohen schrägen Felsen eingefasst ist. Die Wogen kommen majestätisch und ruhig, kleinen Bergen ähnlich, herangerollt. Plötzlich prallen sie mit betäubendem Getöse gegen die steilen Felswände und aufgelöst in Schaum und Nebel fliegen sie machtlos in die Luft. Da, wo beim Eingang ins Bassin kein Fels Widerstand bietet, stürzt die grüne Flut mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Öffnung ins enge Bassin, fährt die schrägen schwarzen Felsen hinauf und wird zu einer schneeweißen Schaumdecke. Auf den Felsen haben immer eine Anzahl Penguin Posto gefast. Im Nu sind sie im Schaum begraben, der mit ihnen reisend schnell wieder in die Tiefe zurückfährt. Unten im kochenden und siedenden Strudel tauchen sie plötzlich wie Korke auf und lassen sich von der nächsten Woge wieder hinaufschleudern, wo sie, ehe man sich's versieht, festen Fuß fassen. Die das nicht wollen, tauchen unter und lassen die Wogen über sich weggehen. Sie schienen dieses Spieles gar nicht müde zu werden. Was ist doch der Rheinfluss gegen solch ein Schauspiel. Stundenlang hätte ich zusehen können, ohne zu ermüden.

Wir kehrten zur Hütte der Guanosammler zurück und fanden ein reichliches, gutes und reinliches Mahl aus gesalzenem Fleisch, Penguin- und Hühnereiern, Kaffee und Zucker für uns bereitet. Wir sprachen ihm herzlich zu.

Die ganze Einwohnerschaft der Insel, welche sich, wie gesagt, auf 6 Seelen belief, versammelte sich zum Gottesdienste, den ich in englischer Sprache hielt. Zum Text nahm ich Joh. 3, 16. Die Leute waren aufmerksam und es schien ihnen zu Herzen zu gehen, wenn ich nach den Thränen schließeln darf. Als wir uns entfernten, dankten sie herzlich, wünschten uns eine glückliche Reise und zwangen uns, ein paar Büsche Straußenfedern, welche sie von Buschmännern auf dem Festlande eingehandelt hatten, Straußeneier, auf denen sie in echtem Matrosenstil allerlei wunderliche Figuren graviert hatten, mitzunehmen. Der Korb war derart mit Hühner- und Pinguineiern angefüllt, daß ich den armen Fritz, der ihn zu tragen hatte, bedauern mußte. Wir stiegen wieder in den großen Kasten, ich jetzt mit leichtem Herzen, wie vorhin, und erreichten glücklich das Festland.

Erst vor ungefähr zwölf Jahren entdeckte man den Guano, der bis dahin fast ausschließlich von der südamerikanischen Westküste gekommen war, auf der vorhin genannten Insel Ichaboe. Sie hatte die Form eines runden, nahe an 100 Fuß hohen Hügels. Auf die Kunde von diesem Funde kamen Schiffe von allen Seiten dahin. Es sollen einmal 500 Segel dagewesen sein. Die englische Regierung sah sich genötigt, um Anarchie und Mord vorzubeugen, ein Kriegsschiff dort zu stationieren. Es zeigte sich, daß der Hügel eine Masse Guano sei, die in ein paar Jahren bis auf den kahlen Fels abgetragen war. Auf mehreren anderen kleineren Inseln entdeckte man kleinere Lagen, welche auch verschifft wurden. Seitdem haben sich einige kapische

Kaufleute und Schiffseigentümer, vornehmlich ein Jude D. P., diese Felsen zugeeignet, was freilich keinem Menschen Schaden bringt, und unterhalten Sammler auf denselben. Auf ein paar Felsen ist nur je ein Mann, auf anderen 2 und mehrere und auf Ichaboe zuweilen bis 30. Ihre Aufgabe ist, des Morgens die Exkremente der Vögel zusammen zu schaufeln und in Säcke zu thun. Dieser frische Guano, der auch viel Sand enthält, ist kaum halb so viel wert, wie der alte. Man findet unter den Sammlern vielerlei Nationen vertreten und an Deutschen, die, wie die Juden, überall sind, fehlt es auch nicht. Man trifft dort Menschen aus sehr guten Familien, meist mißratene Söhne, an. So war auch auf Halifax ein junger Schwede, der, wie mir andere sagten, der Sohn eines schwedischen Konsuls in England sein sollte. Sie verdienen 5 Pf. St. = 100 Mark monatlich und haben ihre Provisionen frei. Diese kommen vom Kap und sind gut und reichlich. Der Jude D. P. sorgte für seine Leute besonders gut. Für Afrika ist der Verdienst gering. Es finden sich dennoch genug Leute, die hingehen wollen, namentlich solche, die den Versuchungen entfliehen und mit einem kleinen Kapital in Händen einmal nach Hause gehen wollen. Es sind aber auch genug Taugenichtse darunter.

Unser Rückmarsch war mühsamer, als die Morgentour, denn die Sonne brannte tüchtig. Dem Fritz lief der Schweiß herab und ich fürchtete für seine Brust; er liefs es aber durchaus nicht zu, daß ich mit ihm abwechselnd den Korb trug. Wir waren froh, als wir gegen Abend wieder an Bord der „Candaze“ waren.

Kleinere Mitteilungen.

Weitere Beiträge zur Mythologie der Moskito-Indianer. — Im Anschlusse an die auf S. 91 des III. Bandes der „Mitteilungen“ veröffentlichten Beiträge des Missionar H. Zioek machen wir im folgenden noch weitere Mitteilungen aus seiner Feder in bezug auf die Mythologie der Moskito-Indianer: Der Verkehr mit der Geisterwelt wird durch die Sukia besorgt. Sie werden von den bösen Geistern zu ihrem Amte berufen und stellen sich ganz in deren Dienst. Sie bilden gewissermaßen eine eigene Kaste, wenn auch die einzelnen unabhängig von einander sind. Die Kranken übergeben sich ihnen und schlafen in ihrem Hause. Im Traume offenbart sich jenen der Geist, welcher die Krankheit verursacht hat, und giebt ihnen die Mittel an, welche die Genesung herbeiführen sollen. Zuvor fastet der Sukia und stimmt einen gewissen Gesang an. So leicht weicht aber der Ulassa nicht, und es gilt verschiedene Zeremonien zu verrichten, um seiner habhaft zu werden. Ja, es geht gelegentlich nicht ohne einen Wortkampf ab. Die Sukia bedrücken die Leute fürchterlich und lassen sich ihren Dienst sehr hoch bezahlen. Eine Nacht bei den Sukia verbracht kostet 20 Mark, gewiss ein sehr anständiges Honorar. Neugeborene Kinder sind große Feinde der Sukia; denn der Anblick der Kinder vertreibt die Ulassa

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1885

Band/Volume: [3](#)

Autor(en)/Author(s): Hahn C.

Artikel/Article: [Angra Pequena vor 25 Jahren 259-266](#)